

(Nachdruck verboten.)

51]

## Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Aber wie kommt es nur, daß sie den besonnenen Pelle am Arm hat? Ihn, der doch seine eigene Jugend an den Teufel verkauft hat, um das Elend zu mildern. — Was will er hier auf dem Tanzboden? Und Hanne, woher hat sie den Staat? Sie ist ja doch arbeitslos! Und wie in aller Welt ist sie nur so hübsch geworden?

Sie flüstern hinter ihr drein, während sie dahingeht, und mitten im Saal bleibt sie stehen und lächelt. Ihre Augen sind wie ein Krater. Ein junger Mann taumelt vor und umfaßt sie. Ein Tanz mit Hanne! Ein Tanz mit Hanne! — Hanne tanzt mit einem eigenen Bögen, als hole sie ihre Freude von weit her. Schwer und weich ruht sie in dem Arm ihres Tänzers, und aus ihrem nackten Busen steigt die Wärme auf und löscht die Kälte des großen Winters. Ist es nicht, als brenne sie? Wer sich doch bei ihr wärmen könnte!

Jetzt spendet der Raum wieder Wärme. Hanne ist wie eine Feuerkugel, die darin rund herum kreist und alles entzündet; wo sie vorüber gleitet, fängt es Feuer, jung rollt das Blut in einem. Sie stürzen die Stühle um, um mit ihr tanzen zu können. „Geda, Tanzmeister! Fünf Kronen auf meine Uhr. Aber spaten Sie sich!“ „Ach, Hanne, einen Tanz mit mir!“ „Weißt Du noch, daß wir auf der Fabrik zusammen gewesen sind. Wir beide sind ja zusammen in die Schule gegangen!“

Hanne antwortet nicht, aber sie läßt Pelle los und legt ihren nackten Arm auf ihre Schultern, und wenn sie ihm mit der Wange berühren, so strömt sie Feuer aus. Sie wollen sie nicht wieder loslassen, sondern halten sie fest umschlungen und schleifen sie mit hin an die Musik, wo bezahlt werden soll. Es kommt kein Wort über ihre Lippen, aber der Brand in ihr ist ein Versprechen an einen jeden, das das Teuerste verheißt. Darf ich Dich heute Abend nach Hause begleiten, flüstern sie und hängen an ihren stummen Lippen. Aber mit Pelle spricht sie, während sie dahinsinkt. „Pelle, wie bist Du stark, warum hast Du mich nicht genommen? Liebst Du mich?“ Sie hat die Hand in seine Schulter gefaßt und wirbelt mit ihm dahin. Ihr Atem brennt ihm ins Ohr hinein.

„Ich weiß nicht!“ sagte er ängstlich. „Aber halte nur auf, Du bist ja krank.“

„So halte mich an! Warum bist Du nie stärker gewesen als ich? Willst Du mich gern haben? Pelle, ich will die Deine sein!“

Pelle schüttelt lächelnd den Kopf. „Nein, jetzt habe ich Dich nur lieb wie eine Schwester!“

„Und ich liebe Dich jetzt! Du bist nur so fremd, ich verstehe Dich nicht, und Deine Hand ist so hart, als kämest Du aus einer anderen Welt. Du wiegst, Du bist schwer! Hast Du das Blut aus der Fremde mit Dir gebracht?“

„Hanne Du bist krank! Hör jetzt auf und laß mich Dich nach Hause bringen!“

„Pelle, Du warst doch nicht der Mächtige. Wo hast Du das Fremde? Du hast ja doch nichts! So laß mich doch in Ruhe, ich will auch mit den anderen tanzen!“

Hanne hat bisher ununterbrochen getanzt. Die Männer stehen da und warten, wenn einer sie losläßt, springen zehn herzu, und Hanne will heute Abend mit ihnen allen tanzen. Jeder soll Erlaubnis haben, sich an ihr zu wärmen! Die Augen, mit denen sie sieht, sind wie Funken in der Dunkelheit, ihr stummes Wesen regt sie auf, sie schwingen sie wilder und wilder. Wer nicht mit ihr tanzen kann, muß das Feuer in sich mit Getränken löschen. Der große Winter ist vertrieben, es ist warm hier wie in der Hölle. Das Blut brodelt in den Köpfen auf und in dem Weihen der Augen, es äußert sich in Unbändigkeit, in einem Bedürfnis, alles über den Haufen zu tanzen oder mit den Füßen weg zu stoßen.

Hanne ist heute abend wild, sie hat wohl ihre zweite Jugend, sagten Elvira und die anderen Mädchen schadenfroh. Halt den Mund! Hannes Wesen soll niemand bestechen! Wunderlich ist es, sie anzurühren, als sei sie nicht Fleisch und Blut, sondern das Feuer des Himmels, es schmerzt, wenn man

ihrer Haut begegnet! Sie sagen, daß sie seit acht Tagen keinen Bissen gegessen hat. Das Kind und die Alte haben alles bekommen, was da war.

Und dabei brennt sie doch! Und jetzt, jetzt hat sie seit zwei Stunden ununterbrochen getanzt! — Ist das zu verstehen? — Hanne tanzt wie ein Vögel aus einer anderen Welt, wo Feuer und nicht Kälte ihre Nahrung sind. Darum schleudert jeder seine Dame zur Seite, sobald sie frei ist. Wie leicht sie im Tanz ist. Es trägt empor, wenn man mit ihr tanzt, fort von der Kälte. Allen Jammer vergißt man in ihren Armen.

Bleicher und bleicher ist sie geworden, sie tanzt sich den Brand weg, wo sich andere ihn antanzen. Jetzt ist sie ganz weiß, und Olfens Elvira kommt hin und zupft sie am Kleide, mit Schreck im Blick: „Hanne, aber Hanne!“ Aber sie sieht sie nicht, sie sehnt sich nur nach den nächsten Armen mit geschlossenen Augen. Was sie doch alles hat, was sie doch alles nachholen muß? Und die soll so rein sein? Sie merkt es ja nicht einmal, daß sie den anderen die Freude raubt. Ob sie wohl die Drehkrankheit gekriegt hat? Den Weitzanz, in ihrem Witwenstand?

Salts Maul! Wie schön sie doch ist! Jetzt errötet sie wieder und öffnet die Augen. Flammen schlagen daraus hervor; sie hat Pelle aus seinem Winkel hervorgeholt und flüstert ihm errötend etwas zu. Vielleicht das teure Versprechen, das sonst niemand ihr hat entlocken können. Immer muß auch Pelle der Glückliche sein.

„Pelle, warum willst Du nicht mehr mit mir tanzen? Warum siehst Du da immer in der Ecke und schmollst? Bist Du böse auf mich wie damals, und warum bist Du so hart und kalt? Und Deine Kleider sind ganz steif.“

„Ich komme von draußen her, aus dem großen Winter, Hanne! Die Kinder weinen nach Brot und die Frauen hungern sich tot. Die Männer gehen mit müdigen Händen und schlagen den Blick zu Boden, sie schämen sich ihrer Beschäftigungslosigkeit!“

„Aber warum denn? Es ist ja doch Sommer. Sieh nur, wie froh sie alle sind! Nimm mich doch, Pelle!“

Hanne wird rot, röter wie Blut und lehnt ihren Kopf an seine Schulter. Seht nur, wie sie sich hingibt, selig in einem schamlosen Raub! Sie hängt hintenüber in seinen Armen und zwischen ihren Rippen springt eine große Blutorose hervor und strömt herab über das sommerblaue Kleid.

Festgenagelt unter der entsetzlichen Last steht Pelle da und kann keinen Fuß rühren. Er starrt Hanne nur an, bis Cerberus sie in seine Niesnarne nimmt und sie hinaus-trägt. Sie ist ja so leicht in ihrem Sommerstaat und wiegt ja nichts!

„Magurka!“ brüllt er, als er zurückkehrt und geht befehlend an den Reihen entlang.

26.

Ende Januar erhielt Pelle einen Platz als Arbeitsmann in der Maschinenfabrik „Dänemark“. Er wurde schlecht bezahlt, aber Ellen freute sich doch. Mit nichts konnte man nur weinen, mit wenig ward sie stark. Sie war noch ein wenig blaß nach dem Wochenbett, sah aber mutig aus. Bei dem ersten Wort, daß Arbeit da sei, wimmelte es in ihrem Kopf von weit ausholenden Plänen. Sie machte sich gleich daran, Sachen einzulösen und kleine Schulden abzuwickeln; ein ganzes System machte sie und führte es unweigerlich aus.

Die neue Schwester war etwas für den kleinen Lasse; er begriff sofort, daß das eine war, die er bekommen hätte, um sich mit ihr in seiner Einsamkeit zu unterhalten. Solange die Sache wahrte, war er drüber bei den Großeltern gewesen, damit der Storch ihn nicht mitnehmen sollte, wenn er mit der kleinen Schwester kam — denn lieb war er ja! Als er dann wieder nach Hause kam, lag sie in seiner Wiege und schlief. Er tippte sie gleich auf die Augenlider, um zu sehen, ob sie auch Augen habe, so wie er selbst. Da gab es eins auf die Finger, und er konnte die spannende Frage an dem Tage nicht lösen.

Aber Augen hatte die Schwester, große dunkle Augen, die ihn durch die Stube verfolgten, hinter dem Kopfsende und auf die andere Seite herum immer mit aufmerksamem Ausdruck, während die runden Wangen aus- und eingingen

wie ein Sauger. Und der kleine Lasse fühlte sehr wohl, daß es verpflichtete, wenn die Augen auf einem ruhten. Er war schon ein ganz kleiner Mann mit dem Verlangen, sich bemerkbar zu machen, und so ging er denn hin und blies sich auf, rollte den Körper wie ein Clown und spielte den starken Mann mit dem Schemel, während die Schwester mit den Augen folgte, ohne auch nur eine Miene zu verziehen. Er fand, sie hätte wohl ein wenig Beifall äußern können, wenn er sich doch so viel Mühe gab!

Eines Tages blies er eine Papiertiüte auf und zerknallte sie vor ihrem Gesicht. Das half. Schwester vergaß ihre Unerblichkeit, suchte in die Höhe und fing an zu brüllen. Es setzte Prügel dafür, aber dafür hatte er sie nun. Es suchte schon in ihrem kleinen Gesicht, wenn er nur hinkam, um ihr irgend etwas zu zeigen; oft brüllte sie schon auf, noch bevor seine Kunststücke losgingen. „Geh weg von Schwester, Lasse-Frederik!“ sagte die Mutter. „Du erschreckst sie ja!“

Aber nur einen Monat später war es wieder ganz anders. Da gab es niemand, der Klein-Lasses Unternehmungen besser verstand als Schwester. Sie zwitscherte wie ein Star, wenn er seinen kleinen drallen Körper nur bespogte oder einen Laut von sich gab.

Ellens versteinertes Ausdrück war verschwunden jetzt, wo sie wieder etwas hatte, womit sie wirken konnte. Die Kälte hatte ihr allerlei von ihren Ansprüchen abgewöhnt, andere waren durch die Kinder befriedigt. Die beiden Kleinen beschäftigten sie sehr; sie entbehrte Pelle nicht mehr. Sie hatte sich daran gewöhnt, daß er beständig von Hause fort war, und ihn auf ihre eigene Weise in ihren Gedanken aufgenommen. Während der Arbeit ging sie umher und plauderte inwendig mit ihm; es war ihr eine Freude, es ihm gemüthlich zu machen, während der kurzen Zeit, wo er zu Hause war.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Tod des Alten.

Von Charles Louis Philippe.

Aus dem Französischen übersezt von Wilh. Südel.

Folgendes trug sich zu: Eines Tages merkte Mutter Turpin, daß sie gar keine Freude mehr an ihrer Arbeit hatte. Ein Gedanke verfolgte sie, den sie nicht wieder loswerden konnte: der, ins Bett zu gehen. Sie legte sich nieder, und als sie sich erst einmal lang ausgestreckt hatte und so recht die Ruhe genoß, fühlte sie, daß sie niemals wieder für all das Interesse haben würde, was bisher den Inhalt ihres Lebens gebildet hatte. Sie täuschte sich nicht. Es dünkte sie sogar, daß es etwas gab, was ihr noch mehr Ruhe verschaffen könnte als Schlafen. Das Atmen, ja nur die zum Atemholen nötigen Bewegungen, wurden ihr außerordentlich schwer. Sie konnte keine Luft mehr bekommen und starb im Alter von vierundsiebzig Jahren.

Sicher wußte Vater Turpin, daß jeder einmal sterben muß; aber er wußte nicht, daß gerade dieser Tag der Todestag seiner Frau sein würde. Er war vor Staunen ganz dumm im Kopf. Er sagte: „Niemand hätte ich geglaubt, daß der Tag so enden würde!“

Selbst als es ihm zur unerschütterlichen Gewißheit geworden, daß das traurige Ereignis eingetreten war, vermochte er sich von der Bedeutung, die der Heimgang seiner Frau für ihn haben würde, keine Rechenschaft zu geben. Sie war tot. Er beklagte sie von ganzem Herzen, weil es ja noch trauriger ist, tot als krank zu sein.

Alle Nachbarn waren herbeigeeilt. Es gewährte ihm eine gewisse Befriedigung, daß sie sich trotz der späten Stunde noch diese Umstände gemacht hatten. Zuerst glaubte er, daß es ihnen gelingen würde, die Sorgen zu lindern, die der Tod eines geliebten Menschen ja stets zur Folge hat.

Er sagt:

„Was seid Ihr doch für gute Menschen!“

Der Gedanke, daß diese Leute besser waren, als er bis dahin geglaubt hatte, tat ihm sehr wohl. In jeder Weise sorgte man für ihn. Die Frauen meinten:

„Vater Turpin, Ihr habt den ganzen Tag gearbeitet und habt nun einen so schweren Schlag erlitten. Ihr müßt Euch Ruhe gönnen, in Eurem Alter. Wir werden die Nacht auch ohne Euch aufbleiben.“

Wenn es nur nach ihm gegangen wäre, so würde er sich neben seiner Frau schlafen gelegt haben. Als sie lebte, hatte er keine Angst vor ihr gehabt. Nun sie tot war, würde sie ihm wohl auch keine Furcht einflößen. Aber es schied sich nicht, in dem Bett einer Toten zu ruhen.

Uebrigens war da noch ein anderes Bett im Zimmer: das, in dem sein Enkel zu schlafen pflegte, wenn er die Ferien bei den Großeltern verbrachte. Es war sehr schmal und unglücklichweise

auch nicht lang, weil der Kleine erst zehn Jahre alt war. Doch die Nachbarnfrauen erklärten:

„In diesem Bett seid Ihr noch besser aufgehoben als auf einem Stuhl.“

Vater Turpin konnte seine Beine nicht ausstrecken, mit dem Rücken stieß er gegen die Wand; sicherlich würde er sich steife Glieder holen. Aber ein Gedanke lam ihm, der ihn mit einer Art Frohgefühl all die Beschwerden dieser unglücklichen Lage ertragen ließ. Er sagte:

„Die arme Frau — da hab' ich's doch noch besser in meinem kleinem Bett, als sie in ihrem großen!“

Der folgende Tag verging ganz leidlich. Man hatte telegraphirt. Zehn Uhr morgens kamen der Schwiegersohn und die Tochter nebst ihrem Jungen. Der Schwager und die Schwester der Verstorbenen trafen gegen elf ein. Wenigstens seit zehn Jahren hatte Vater Turpin sie nicht gesehen. Die Frau war sehr gealtert.

Die Männer besprachen dann alles Nähere wegen der Beerdigung. Folgenden Tags, um elf Uhr, sollte sie stattfinden. Vater Turpin wurde das mitgeteilt. Man aß zwischendurch. Besuche kamen — die Stunden flossen hin. Abens aß man nochmals. Der Tag verging.

Doch der folgende Tag war recht merkwürdig. Frühmorgens legte man den Leichnam in den Sarg. Nachdem man den Deckel festgeschraubt hatte, mußte sich Vater Turpin sagen, daß er seine Frau nun niemals wiedersehen würde. Er tröstete sich zuerst mit dem Gedanken, daß sie im Sarge läge und daß dieser noch da wäre. Er konnte ihn immer sehen.

Er ließ auch während der Beerdigung seine Blicke nicht von ihm. Die Träger gingen langsam — das war ihm nur lieb. Die Feierlichkeit in der Kirche dauerte eine ganze Weile. Zum ersten Mal in seinem Leben langweilte sich Vater Turpin nicht beim Anhören der lateinischen Gesänge. Der Sarg nahm, nachdem er die Kirche verlassen hatte, die Richtung nach dem Friedhof. Er war unter einem schwarzen Tuch verborgen, aber er war doch da. Als man ihn am Rand des Grabes niedergesetzt hatte, war er noch immer nicht verschwunden. Zwei Minuten später sah ihn dann Vater Turpin in der Gruft; doch als es den Heimweg anzutreten galt, hatte er die Empfindung, daß jeder Schritt vorwärts eine Feigheit bedeute: er hätte sich nicht von diesem Sarge trennen dürfen.

Erst am Morgen des folgenden Tages, als er sich ganz allein in seinem Hause befand, begriff Vater Turpin recht, daß seine Frau gestorben war. Das geschah nicht, wie man wohl denken könnte, als er sich selbst seine Suppe machen mußte. Nein. Er setzte sie aufs Feuer, ließ sie kochen und goß sie über die Brotschnitten; das machte nicht viel Arbeit. Es geschah in dem Augenblick, als er sie essen wollte. Er war schon, nach alter Gewohnheit, im Begriff, den Löffel zum Munde zu führen. Da hielt er plötzlich inne. Ja, es war merkwürdig: er fand nicht den Mut zu essen. Hatte er denn keinen Appetit? Ihm schien es doch, daß er hungrig sei. Doch irgendwie mußte es mit ihm hapern — es war ihm nicht möglich, sich zum Essen zu entschließen.

Er versuchte, um sich zu zerstreuen, auf seinem Felde zu arbeiten. Mein Gott, das Feld war nicht weit: bald war er, ohne sich irgendwie zu beeilen, dort. Er wollte Kartoffeln pflanzen und sich auch gleich an die Arbeit machen. Doch plötzlich, wie er sie ansetzte, befühlte und zwischen seinen Fingern hin und her rollen ließ, wußte er gar nicht, was sich da in seiner Hand bewegte. Waren das denn Kartoffeln oder Kieselsteine? Jedenfalls konnte er zwischen ihnen keinen Unterschied machen. Eins war ihm genau so gleichgültig wie das andere.

Er ließ sie wieder hinfallen, doch erst eine ganze Weile später merkte er, daß er keine Kartoffeln pflanzte: hochaufgerichtet stand er in seinem Felde. Gewiß betrachtete er etwas, er fragte sich vergebens:

„Na, was sehe ich denn da nur immer an?“

Ihm war es, als sei in seiner Brust ein großes Loch. Wächst einem vielleicht, wenn man lange mit einem Menschen zusammengelebt hat, irgend etwas im Körper? Und geht das wieder weg, wenn dieser fortgeht? Sicherlich hatte er am Morgen nichts essen können, weil in seinem Magen ein Loch war.

Auch mittags aß er nichts. Als er in seinem Stuhl saß, breitete er die Beine auseinander, beugte den Kopf vornüber und stützte seine Ellbogen auf die Knie. Diese Art zu sitzen behagte ihm. Er betrachtete den Raum zwischen seinen beiden Füßen; daß war sehr wohlthuend, weil er so nichts sah und nichts ihn von den Gedanken, die ihn durch den Kopf gingen, ablenken konnte. Er war so, wie man sich wohl die Narren denkt. Ihm schien es, daß Mutter Turpin zwischen seinen Füßen läge.

Er beugte sich noch weiter vor, um näher bei ihr zu sein. Er betrachtete sie, eine Unterhaltung begann zwischen ihnen, ein Austausch von Erinnerungen und etwas noch Innigeres: das Band, das sie bei Lebzeiten zusammengehalten hatte, vereinigete sie von neuem. Es war ein Zustand tiefsten Verbundenseins. Um nichts in der Welt hätte Vater Turpin seine Stellung geändert.

Die Nachbarinnen, die es beunruhigte, ihn nirgend zu sehen, suchten ihn schließlich in seinem Hause auf. Doch alles, was sie anstellten, war vergeblich. Sie mochten noch so viel auf ihn einreden. Er wollte sich nicht einmal aufrichten. Er sagte:

„Es ist unmöglich; es ist da etwas, das mir den Kopf herunterzieht.“

Er starb am dritten Tage, die Ellbogen auf den Knien, in der Stellung, die er durchaus hatte beibehalten wollen. Mutter Turpin lag zwischen seinen Füßen. Er küßte ihre Stirn. Plötzlich fiel er vornüber. Ihm war, als bereinigte er sich wieder mit ihr, als fielen er auf sie.

## Verproviantierung und Hilfsmittel der Polar-Expeditionen.

### II.

Die Arten, in denen der Polarforscher von seiner Station aus dem Pol zutreiben kann, sind vorerst sehr beschränkt. Da die Eiszone dem Schiff schon früh den Weg versperert und die Lebewelt immer spärlicher wird, je weiter man vordringt, so muß ein entsprechender Vorrat an Lebensmitteln nebst den Behelfen für Schlafen und Wohnen mitgeführt werden. Als Transportmittel kommt nur der Schlitten in Frage; er zählt zu den wichtigsten Bestandteilen der Expeditionen, weshalb seiner Konstruktion besondere Sorgfalt gewidmet wird.

Er ist nicht ganz den unrigen gleich. Der heute meist benutzte Kanjen-Typ besitzt zwei Rufen, die in ihrer Breite dem Ski entsprechen, um so das Einsinken der oft schwer beladenen Schlitten in weichen Schnee zu verhindern. Die Streben und Träger werden so verbunden, daß jeder Stoß durch Elastizität der Seile aufgefangen wird. Jeder Defekt der Schlitten in der Kälte bedeutet eine schwere Situation. Eine Variante bildet der „Taboggan“, der nur eine breite Gleitfläche besitzt und hauptsächlich im amerikanischen Eisgebiet benutzt wird. Zum Ziehen nimmt man vor allem Polarhunde. Schackleton versuchte nun Ponys, die er sich aus der nördlichen Mandschurei beschaffte. Wenn ihr Transport auf der sehr weiten und gefährlichen Schiffsreise auch schwieriger wurde, so ist der Vorteil doch sehr ersichtlich. Schackleton findet, daß ihm ein Pony zehn Hunde ersetzte und bei gleichem Futterverbrauch doch größere Distanzen im Tage zurücklegte. Welche schwarze Hintergedanken der praktische Engländer in diesem Systemwechsel verbarg, nimmt man im Verfolg der Schlittenexpedition wahr. Wenn der Pony leider den Strapazen trotz bester Fütterung erlag, so bildete sein Fleisch eine ergiebige Nahrungsquelle und verlängerte den Proviant um ein Beträchtliches. Es wurde übrigens gern gegessen, „da es gut sättigt, obschon es nur angewärmt werden konnte“. Dem Umstand verdankt diese Schlittenexpedition das Erreichen eines derart polnahen Punktes — 21 Kilometer trennte sie nur vom Ziel. Wäre der allerletzte Pony nicht in eine Gletscherspalte gestürzt und sein Fleisch verloren gegangen, wäre man wohl noch 10 Kilometer näher gekommen.

Sein Automobil nützte Schackleton wenig. Die Südpolar-gegenden sind gebirgig. Tätige Vulkane, Gletscher und bergiges Terrain erschweren das Vordringen. Die Stürme reißen selbst in flache Schneeebenen tiefe Rillen, die schon für die Schlitten schwer zu nehmen sind. Obgleich es fast überall in Bewegung zu bringen war, ist das Automobil nur wenige Male für Versuchsfahrten und als Schlepper benutzt worden. Die Räder trieben sich gar zu rasch in den Schnee ein.

Um so nützlicher erwiesen sich also die Ponys, weshalb auch die deutsche Expedition damit ausgerüstet ist.

Nun erst setzt der Kampf in ganzer Schärfe ein und die Abwechslung und Behaglichkeit des Stationslebens endet. Alle Mittel sind auf das allerdringendste beschränkt. Die Nahrung ist bis auf das geringste Maß berechnet und besteht fast nur noch aus Pemmikan und Biskuit.

Pemmikan ist eine Mischung aus gedörrtem und zerriebenem oder zerquetschtem Fleisch, mit 50–60 Proz. Fett vermischt und zur Erleichterung der Packung in Tafeln von je 1/2 Kilo gepreßt. Der Pemmikan der Amundsen-Expedition zur Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt bestand aus Pferdefleisch und Ochsenfett, die Briten und Deutschen kennen diese Kombination allenfalls für die Hunde und ziehen bestes Rindfleisch vor. Ihnen stehen reichlichere Mittel zur Verfügung. Dieser Pemmikan, dessen Erfindung den Indianern zugeschrieben wird, kann roh, gebraten oder gekocht verzehrt werden. Das sehr wichtige Mehl wird in Biskuitform mitgeführt und ebenfalls möglichst mit dem wichtigen Wärmespender, Fett, versetzt. Daneben werden als Ergänzung Käse oder Schokolade, Zucker, Hafergrütze oder Erbsmehl, Tee und Kaffee mitgeführt. Fast stets geht ein Stoff aus, und es entsteht ein Heißhunger danach, der sich bei der Erreichung von Stationen oft komisch äußert. Einer von Rankens Kameraden war schwer vom Genuß des Stiefelstrans zurückzubalten, da sie Fettmangel hatten. In großen Klumpen liegen sie, als die Dölküste erreicht war, die Butter in den Magen laufen. Für die Zubereitung der Nahrung führt man den Primus-Stoker mit, ebenfalls eine von Ranken konstruierte Form, die durch Verwendung mehrerer ineinandergestellter Aluminiumtöpfe 92 Proz. der erzeugten Hitze auszunutzen ermöglicht. Eine halbe Stunde nach dem Aufsetzen sind die Speisen bereits fiedend heiß. Abgewaschen wird nichts, da mit jedem Schneeschmelzen zur Wasserbereitung kostbarer Brennstoff verbraucht würde. „Löffel wurden abgelegt, Töpfe ausgekratzt“, sagt Schackleton; und auch Ranken malt liebevoll aus, wie in dem einzigen Kochtopf vom Schokolade- und Erbswurstkochen, kurz von allen Mahlzeiten je eine Kruste blieb und sich schichtenweise übereinanderlegte, bis ein Viel-

benedeter die Erlaubnis bekam, die Reinigung vorzunehmen, d. h. sich eine Extramahlzeit zu gestatten.

Aus der Bekleidung, die aus vielen Schichten von wollenem Unter- und Oberzeug besteht, sind die Finneskos interessant. Das sind weite Stiefel, aus dem Fell der Seehundlöpfe genäht, in die stets mitgeführtes Sennegras gesteckt wird, um die mit mehreren Strümpfen überzogenen Füße warm zu halten.

Amundsen, der mit seinen Gefährten sehr lange Schlittentouren durchführen mußte, ging gänzlich zur Eskimobekleidung über, „wollene Unterleider saugen Schweiß und machen dadurch die Fellbekleidung naß“; er zog vor, nichts als das Renntierfell, nach Eskimoart auf den Körper zu bringen, „da ein Kleidungswechsel sehr selten möglich, die schmutzige Wolle aber wenig warm hält, während man im Fellkleid sich im Moment warm und behaglich fühlt, da man hineinschlüpft“. Es fällt so auch das oft lästige Umhertanzen und Rad schlagen weg, das zur Erwärmung der hartgefrorenen Wollbekleidung sonst nötig ist.

Unerlässlich ist heute der Durberry-Stoff, der als Windstoffüberzug das Durchdringen des feinen Schnees und der Kälte hindert. Wollene Faust- und Pelzhandschuhe sind durch einen Docht befestigt, damit ein Verlieren dieser wichtigen Stücke vermieden wird.

Ist die Tagesleistung erledigt (bei Schackleton Strecken zwischen 6 1/2 bis 42 Kilometer), so wird das Zelt errichtet. Es besteht aus einigen Bambusstangen, über die Fellstoff gelegt wird. Beide Seiten enthalten Schneetaschen, die mit Schnee und Eis gefüllt, auf dem Boden aufliegend, das Ganze straff und fest halten. Der Primuslocher tritt in Tätigkeit, man schlüpft in den Schlaffack und bringt sein Tagebuch auf das Laufende oder schiebt sein Zeug, verzehrt die Nation und schläft. Die Briten nahmen Kalao nur abends, da er sehr müde mache, und vermieden ihn daher zum Frühstück oder Mittag. Der Schlaffack beginnt sich in unserer Hochtouristik ebenfalls einzubürgern und dürfte bekannt genug sein. Er ist einschläfrig oder für mehrere. Im letzteren Falle wird mehr Wärme entstehen; ein schätzbare Vorteil, der aber gegenüber den aus den verschiedenen Temperamenten und Angewohnheiten der Schläfer entstehenden gegenseitigen Störungen der Nachtruhe sehr gering wiegt.

Immer größer werden die Unbequemlichkeiten, die uns als angenehme Zerstreung erscheinen wollten. Die Kleidung bleibt am Leibe und kann kaum gewechselt werden. Selbst die Stiefel dürfen nicht vom Fuß kommen, weil sie sonst am anderen Morgen eine widerborstige Steifheit zeigen würden. Oft genug verjagen die Wärmegeräusche, die Pemmitantafeln und Schokolade nebst Kalos bilden das einzige, was bleibt. Die Nationen müssen verringert werden. „Wir sind sehr hungrig und sprechen viel von unserer Leibgerichten“ heißt es bei Schackleton, und da sie den Mais der Hunde, die aus Mangel an Fettstoff alle längst eingegangen waren, angreifen müssen, heißt es kläglich: „Er quillt nur im Magen“, denn er konnte nicht mehr gekostet, sondern nur angewärmt werden. Der Genuß rohen, ungekochten Fleisches erzeugt Dysenterie; Amundsen benutzte als Heilmittel das Auflegen der erwärmten Teller auf den Magen. Seine frühere Expedition ging beherzt zu den Ledereien der Eskimos über, sie bildete einen Verein zur Förderung dieser Küche, und ver Schmähte zum tiefen Schmerz einiger kultivierter Mitglieder weder die Lederei des „Renntiermagens“, noch den Genuß von Seehundstücken, ja selbst das Fleisch des Polarfuchses wurde gegessen, das in Seehundstran gebacken ward und an dem sie nichts auszufehen haben, als das Aroma, das gar zu sehr an jenes erinnere, das im Raubtierkäfig uniere Sinne „umschmeichelt“.

Doch unsere Polsucher kennen schließlich selbst derlei Genüsse nicht mehr, sie ertragen das Bohren des leeren Magens und suchen nur marschfähig zu bleiben, die Strede neubetretenen Gebietes zu vergrößern, ohne die Rückkehr gar zu sehr zu gefährden. Der Ehrgeiz treibt sie, ihre Kräfte bis zum äußersten auszugeben; nur die Furcht, durch Krankheit und Tod von Gefährten die Rückkehr in Frage zu stellen, verhindert Tollheiten und erzwingt endlich die Umkehr. Schmerzlich und peiniger mag es sein, wenn eine Expedition zum letzten Male das Zelt abbricht in der Erkenntnis, daß sie sich mit dem Erreichten begnügen, daß sie das letzte Stück Wegs anderen lassen muß, die ihre Fahrten benutzen, ihre Erfahrungen bewerten werden, ja vielleicht jene kleine fehlende Strede mit ihren Hilfsmitteln nun spielend zurücklegen und die Fahne am Pole hissen, während die ihre einige Kilometer entfernt zum letzten Male aufsteig.

Ein jeder dieser Forscher aber bleibt im Gedächtnis der Völker, welcher Nation er auch angehört, denn die Arbeit des Einzelnen wird zur Arbeit für die Menschheit; und sie dankt diesen Tapferen mit ihrer Liebe und Sympathie.

P. G.

## Was war am Südpol zu entdecken?

Ein vor wenigen Jahren noch für unerfüllbar gehaltenen Traum der Menschheit ist zur Wirklichkeit geworden; beide Erdpole sind erobert und von den Geheimnissen der Arktis wie der Antarktis sind die Schleier gezogen. Wohl bleibt sowohl im nördlichen Eismeer wie rings um den südlichen Scheitelpunkt der Erde dem Entdecker noch ein reiches Feld der Betätigung offen; und dieses Arbeitsgebiet enthält ungleich wichtigere geographische, geologische, ozeanographische, meteorologische und biologische Aufgaben als die

Höhe Erreichung der Pole. Stehen doch zahlreiche namhafte Geographen auf dem Standpunkt, daß die Jagd nach den Polen weit mehr eine sportliche als eine wissenschaftliche Tat darstelle. Das ist natürlich eine einseitige Auffassung; denn das Streben der Menschheit nach den äußersten Punkten des Planeten zeugt von einem tiefen Drange nach geographischer Erkenntnis, wiewohl man ja bereits lange vor der endgültigen Erreichung der beiden irdischen Scheitelpunkte wußte, daß diese als lediglich geographische Begriffe sich in keiner Weise von ihrer näheren oder weiteren Umgebung unterscheiden.

Wie Pearchs Entdeckung des Nordpols in geographischer Beziehung seine Ueberrassungen brachte — man wußte bereits, daß sich der Nordpol inmitten des arktischen, allerdings vereisten Meeres befand — so hat auch Amundsen's kühne Leistung nur das bestätigt, was bereits Chadleton über den Charakter des den Südpol umgebenden Gebietes festgestellt hat. Nach seinem Bericht befindet sich der Südpol tatsächlich inmitten einer gewaltigen Hochebene, die das Inlandeis, das vielleicht an die 1000 Meter dick sein mag, zu einer völlig ebenen, glatten Fläche macht. Das „König-Gaaton VII.-Plateau“, wie Amundsen die Hochebene am Südpol gestaft hat, erhebt sich um mehr als 3000 Meter über dem Meerespiegel, eine Tatsache, die insofern wissenschaftlich bemerkenswert ist, als der Nordpol vermutlich um ebenso viel unter dem Meerespiegel liegen wird. Bekanntlich hat Pearch Lotungen am Pol angestellt, aber unterhalb des Eises festen Grund im Meere mit seinem unzureichenden Senklot nicht finden können. Beide Feststellungen sind geologisch bedeutungsvoll; sie deuten darauf hin, daß in früheren Zeiten der Erdgeschichte die Pole eine wesentlich andere Lage gehabt haben müssen. Ist doch auch von Chadleton einwandfrei nachgewiesen worden, daß der antarktische Kontinent in der Tertiarperiode ein warmes, geradezu subtropisches Klima gehabt haben muß, was aus den im Gestein gefundenen fossilen Ueberresten hervorgeht. Daß ein solches Klima in einer verhältnismäßig so weit vorgeschrittenen geologischen Epoche am Pol geherrscht haben kann, darf als ausgeschlossen gelten; der antarktische Kontinent muß eben in jener Periode unter niedrigeren Breiten gelegen haben. Ueber die Ursachen dieser Polverschiebung sind wir durchaus im Unklaren; eine Reihe von Theorien ist darüber aufgestellt worden, aber keine hat die Kraft eines auch nur einigermaßen schlüssigen Beweises. Viel Aufsehen hat in den letzten Jahren die sogenannte Pendulationstheorie gemacht, nach der die Erdachse innerhalb eines größten Kreises schwingen soll, dessen Pole von Sumatra und Ecuador bezeichnet werden. Den Anlaß zu dieser dauernden Schwingung der Erdachse, die mit einem ständigen Wandern der Pole natürlich gleichbedeutend ist, sehen die Befürworter der Pendulationstheorie in dem Aufstoß eines zweiten Mondes auf die Erde, als dessen Ueberreste der afrikanische Kontinent angesehen wird. So viel aber auch für diese Theorie spricht, so viel spricht auch aus mathematisch-physikalischen Gründen gegen sie. Gleichfalls mit dem Auftreten eines zweiten Mondes auf die Erde rechnet jene Theorie, nach der die gewaltige Andenkette die Bruchlinie der dadurch bewirkten partiellen Zertrümmerung der Erdoberfläche bildet. Denn dieser gewaltigste und längste aller vulkanischen Kettengebirgszüge der Erde erstreckt sich von Alaska aus an der Westküste des ganzen amerikanischen Kontinents entlang über den Südpol hinaus bis zur östlichen Erdhemisphäre und endigt in der gewaltigen Vulkanreihe des antarktischen Kontinents auf Süd-Victorialand. Die zuerst von Ross, später von Chadleton entdeckten Vulkane Erebus und Terror bilden die letzten Ausläufer dieser gigantischen Vulkankette, die sich dergestalt rings um die eine Hemisphäre der Erde hinsieht.

Wenn es Amundsen möglich war, den orographischen Charakter des antarktischen Kontinents weiter als Chadleton es vermochte, zu erforschen, so kann das für die Frage der Polwanderung unter Umständen von größter Bedeutung sein. Jedenfalls muß man schon heute annehmen, daß der Südpolkontinent erst in einer verhältnismäßig sehr weit vorgeschrittenen geologischen Epoche aus dem Meere emporgetaucht ist.

Im Zusammenhang damit stehen die meteorologischen Verhältnisse der Antarktis. Theoretisch sollte man nun annehmen, daß über diesem hohen, mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Festlande ständig ein Gebiet hohen Luftdrucks lagere. Daß das nicht der Fall ist, konnte schon Chadleton feststellen, seit dessen Expedition wir wissen, daß die Antarktis in bezug auf das Verhalten des Lichtmeeres die unruhigste Gegend der Erde ist. Furchtbare Schneestürme wüthen fast das ganze Jahr hindurch, besonders im Südwinter, auf dem Hochplateau, und Amundsen hat bereits die gleiche Feststellung machen können. Dagegen hat er, was sehr bedeutsam ist, unmittelbar am Südpol ruhiges und klares Wetter gefunden, was auf die Möglichkeit der Verlagerung einer wenn auch vielleicht nur wenig ausgedehnten Antizyklone unmittelbar über dem Pole hinzudeuten scheint. Nähere Aufklärungen darüber müssen abgewartet werden. Es scheint, daß das Wirbelzentrum der Antarktis, das jene Schneestürme bewirkt, seinen Ursprung in hohen maritimen Breiten hat und die Randgebiete des antarktischen Festlandes bis weit gegen den Pol hin mit in seinen Bereich zieht. Daß die Temperaturen der Antarktis außerordentlich niedrig auch im Sommer sind, und daß Regen niemals vorkommt, das Thermometer also auch nie den Gefrierpunkt übersteigt, weiß man bereits durch Chadleton. Amundsen hat am Pol nur wenige Tage vor dem süd-

lichen Sommerstillstand bei völlig ruhigem Wetter immer noch 23 Grad Celsius Kälte gemessen. Das ist für Chadleton's Ergebnisse eine Bestätigung.

Eine dritte wichtige Frage, deren Lösung jetzt vielleicht zu erwarten ist, bildet die Natur der großen Ross'schen Eistafel, die Amundsen passiert hat. Schon Chadleton hatte beobachtet, daß es sich bei dieser wie eine Wand aus dem Südpolarmeere aufsteigenden Eistafel, die sich mehr als 770 Kilometer lang von Westen nach Osten erstreckt, und die wohl über 800 Kilometer weit nach Süden reicht, nicht um Festlandeis handeln kann, da die Eisfläche Hüben und Senkungen des Höhengniveaus erkennen läßt, die auf eine Einwirkung durch Ebbe und Flut hindeuten. Chadleton schloß daraus, daß es sich um einen schwimmenden Eisberg handeln muß, der allerdings so groß ist, wie das Königreich Preußen. Nun meldet Amundsen, daß diese zuerst von Ross entdeckte Eistafel an einer Bucht unter 86 Grad süd. Br. und 163 Gr. östl. L. endet. Nach Amundsen's noch etwas knapper und lakonischer Meldung grenzt diese ungeheure Eisbarre in jener Breite unmittelbar an das Festland. An ihrem Ende erheben sich Eisberge bis zur Höhe von 3000 Metern. Die Annahme von dem schwimmenden Charakter der Ross'schen Eistafel scheint danach also auf Richtigkeit zu beruhen; nähere Details müssen natürlich auch hier noch abgewartet werden.

Man ersieht schon aus diesen wenigen Fragen, deren Lösung man in wissenschaftlichen Kreisen mit Spannung erwartet, welche Fülle von Erkenntnissen Amundsen aus der Antarktis mitgebracht haben kann. Dabei ist auf die zahllosen Gebiete interessanter Spezialforschung hier noch gar nicht eingegangen worden. Jedenfalls dürfte also Amundsen's Vorstoß zum Südpol weit über die Erreichung dieses bloßen geographischen Punktes hinaus wissenschaftliche Resultate erwarten lassen.

## Kleines feuilleton.

### Physikalisches.

Weshalb ist die Erde magnetisch? Früher pflegte man bei Naturerscheinungen mehr nach dem Zweck als nach dem Grund zu fragen. Auch Immanuel Kant stellte noch die Erwägung an, daß Ebbe und Flut den Zweck hätten, das Meerwasser durch regelmäßige Bewegung seiner Massen vor einer Verderbnis oder Fäulnis zu schützen. In ähnlicher Weise könnte man die Frage nach dem Wesen des Erdmagnetismus dahin beantworten, er habe den Zweck, dem Menschen die Nordrichtung anzuzeigen und damit seine Orientierung auf der Erdoberfläche zu ermöglichen. Die eigentliche Wissenschaft sieht bei ihren Forschungen von den zweckmäßigen Folgen der Naturerscheinungen ab und versucht die aus ihrem Grund, d. h. aus ihrer Entstehung und Entwicklung zu erklären. In dieser Hinsicht ist nun der Erdmagnetismus ein besonders schwieriges Rätsel. Man ist mit der Erforschung seiner Offenbarung auf der Erdoberfläche schon ziemlich weit gediehen und die Wissenschaft vom Erdmagnetismus hat einen mächtigen Aufschwung genommen, gehört aber auch zu den schwersten Berufen, die sich ein Gelehrter erwählen kann. Selbst seine berühmtesten Vertreter vermögen über die Ursache des Erdmagnetismus nur Vermutungen zu äußern. Einer dieser Forscher, Professor Schuster, hat der physikalischen Gesellschaft in London eine Uebersicht über die jetzt bestehenden Theorien des Erdmagnetismus gegeben und gezeigt, wie weit der Mensch bis jetzt in das Geheimnis eingedrungen ist.

Als Vorbedingung für jede weitere Kenntnis betrachtet Professor Schuster die Beantwortung der Frage, ob das annähernde Zusammenfallen der geographischen und magnetischen Erdachse als zufällig oder bedeutsam anzusehen ist. Die Schwankungen der erdmagnetischen Kraft in längeren Zeiträumen haben mehr und mehr zu dem Schluß geführt, daß ein bestimmter Grund für diese Tatsache vorhanden sein muß. Die Versuche, sie durch den Eisengehalt der Erdkruste zu erklären, haben keine befriedigenden Resultate gebracht. Eine andere Auffassung nimmt elektrische Ströme an, die im Erdinneren kreisen und zum Magnetismus des Erdkörpers führen. Aber auch auf diesem Wege findet der Forscher furchtbare Schwierigkeiten. Ferner ist die Drehung der Erde um ihre Achse für die Entstehung des Erdmagnetismus verantwortlich gemacht worden. Diese Vermutung hat etwas Verführerisches, ist aber ebensowenig zu einer wirklichen Beweisraft durchgedrungen, da es noch nicht erreicht worden ist, die Entstehung eines magnetischen Feldes auf diese Weise im Experiment zu beobachten, obgleich theoretisch die Möglichkeit dazu gegeben wäre. Für diese Aufgabe haben sich die Vertreter des Erdmagnetismus in letzter Zeit besonders eingesetzt und vielleicht wird sich die Lösung der Schwierigkeiten noch einmal auf diesem Wege finden lassen. Schuster glaubt auch, daß die säkularen Schwankungen des Erdmagnetismus unter dieser Voraussetzung am besten gedeutet werden können. Andererseits fehlt noch eine Aufklärung darüber, warum das Eisen innerhalb der Erde durch deren Drehung ein stärkeres Magnetisieren erfahren soll, als es bei Versuchen mit Eisen im Laboratorium wahrgenommen wird. Wie bedeutsam diese Forschungen für die gesamte Erkenntnis des Menschen von den Naturkräften sind, geht noch besonders daraus hervor, daß man nur durch sie zu einer Enthüllung des dunkelsten Rätsels der Natur überhaupt zu gelangen hoffen darf, nämlich des Wesens der Schwerkraft.